

FINDET MICH

**von
Doris Wirth**

Ich dachte immer, dass ich aus der normalsten Familie der Welt komme. Mein Vater heißt Erwin, meine Mutter Maria. Mein Bruder heißt Lukas. Ich heiße Florence.

Die Welt, in die ich geboren werde, besteht aus Spannteppichen: einem roten in meinem Zimmer und einem orangen im Flur. Der Wohnzimmerteppich ist beige. Der Küchenboden blau mit weißen wolkenschlierenartigen Einsprengseln. Wir verschütten den Sirup punktgenau dann, wenn meine Mutter frisch gewischt hat. Sie konstatiert es mit einem Hauch Dramatik, Mamma mia, nicht schon wieder, und ihre Augen verdrehen sich, ehe sie sich den Lappen schnappt und uns zulächelt. Wir frühstücken Weißbrot mit Butter und Marmelade, meine Eltern trinken Filterkaffee, wir Ovomaltine. Manchmal entdecke ich mein Gesicht verzerrt im glänzenden Satz der Tasse und freue ich mich darüber. Ich schaffe es, die Tasse am Mund angesaugt zu lassen und sie nur mit dem Vakuum, ohne Hände, zu halten. Mein Bruder kann auf Befehl rülpsen.

Den Reis und die Nudeln lagert meine Mutter in beschrifteten Tupperware-Dosen. Konserven holen wir aus dem Wandschrank im Schlafzimmer. Dort steht auch das Sturmgewehr meines Vaters, das er wie alle Schweizer Soldaten zu Hause verwahrt. Manchmal stelle ich mir vor, wie er Einbrecher mit dem Gewehr verjagt. Das gibt mir die Sicherheit, einzuschlafen.

Abends trinkt mein Vater ein Bier und meine Mutter öffnet vor dem Fernseher eine Tafel Schokolade (meistens ist am nächsten Morgen nichts mehr davon übrig).

Meine Mutter ist für mich: Wärme, Verständnis, die haselnussbraunen Augen innig, die dauergewellten Haare hart vom Haarspray (ich erinnere, wie sie sich an meinen Fußsohlen anfühlen, wenn ich die Füße auf ihren Kopf ablege beim Fiebermessen), ihre Haut warm und weich und braungebrannt, wenn sie mich wiegt, mich durch die Wellen trägt im Meer, meine Welt an Land begrenzt durch ihren großen Fuß, der sich im Sand vor mir auftürmt, rau und weiß an den Sohlen, wie ein guter Wächter.

Mein Vater ist für mich: eine breite Stirn, an der ich mich festhalte, wenn ich auf seinen Schultern reite, starke Beine, an denen ich hochklettern darf, wenn er nach Hause kommt, und zwischen denen ich Ski fahren lerne, er ist ein großer Kopf mit Brille, der so viel weiß und den ich alles fragen kann. Er ist der, der alle zum Lachen bringt und er ist der, der schimpft, wenn etwas zu weit geht.

Und mein Bruder: nun, er war immer schon da. Mit ihm spiele ich, mit ihm zanke ich mich, mit ihm füßle ich unter dem Küchentisch bis wieder etwas auskippt, ihm eifere ich nach, denn er kann, was ich noch nicht kann.

Im Flur hängt ein Foto von uns: Wir vor einem Torbogen, um uns ranken sich Rosen. Ich lehne zwischen den Beinen meiner Mutter, die in Wanderhosen und roten Socken stecken. Ihre Hände ruhen auf meinen Schultern. Mein Bruder blinzelt ins Sonnenlicht. Mein Vater hat einen Arm um ihn gelegt, den anderen um Mama. In seinem Mund klemmt die Pfeife. Man sieht seine Grübchen.

Es ist das einzige Bild von uns in der Wohnung im vierten Stock des Wohnblocks, vor dem zwei Tannen in den oft milchigen Himmel stechen. Es kommen keine weiteren Aufnahmen dazu. Keine von uns, wie wir größer werden, keine von unseren Urlauben und kleinen Fluchten, keine von

meinen Eltern, bevor es uns gab. Ich bewundere manchmal die Fotowand bei meiner Tante: Da hängen Fotos aller Kinder von Jahr zu Jahr, und es gibt ein Bild von ihr und ihrem Mann als junge Menschen, sonnenbebrillt an einen VW-Käfer gelehnt. Mir scheint, sie haben Wildes erlebt.

Wir hingegen, unter den Rosen, sind hinter Glas konserviert. Ich hätte nicht geglaubt, dass wir jemals aus dem Rahmen fallen würden.

*

1804 wurde mein Urururgroßvater geboren. Jacob Rüegg. Der heiratete die Margaretha Maag, die ihm zehn Kinder gebar. Zwei Kinder heirateten, das dritte starb mit Vierzig ledig, das vierte, Hans Jacob, wurde nicht älter als ein Jahr. Das fünfte blieb sein Leben lang im Elternhaus. Das sechste erlag der Grippe. Das siebte wurde wieder nach dem Vater benannt. Dann kamen die Kinder im Zweijahresabstand: Junge, Mädchen, Junge. Keines überlebte das Kleinkindalter.

Hans Jacob Rüegg, der Siebtgeborene, heiratete 1870 die Barbara Kobalt und übernahm deren Hof. Er lag auf einer Anhöhe. Die Felder waren abschüssig. Der Platz dem Wind ausgesetzt. Sechs von sieben Kindern erreichten das Erwachsenenalter. Der Älteste führte den Hof weiter. Die anderen heirateten und kamen so an einen Betrieb. Auch Rudolf, mein Urgroßvater, weibte sich ein: bei Elisabetha, der Tochter vom Schmied. Durch die Hochzeit kam er an fünf Hektar Land und sieben Hektar Wald. Als sie sich an einem sonnigen Märztag das Ja-Wort gaben, zeichnete sich unter Elisabethas Spitzenkleid der Bauch ab. Das Kind kam Mitte August auf die Welt. Nach fünfzehn Tagen lag es leblos in der Wiege. Elisabetha trug es allein zu Grabe. Zeit zum Trauern blieb ihr nicht. Sie war die Einzige, die melken konnte. Bei späteren Geburten entband sie morgens und hockte abends unter dem Euter. Rudolf brütete ständig über seinen Ideen zur Verbesserung der Landwirtschaft.

Dem zweiten Kind der beiden war mehr Glück beschert. Es würde die Augen erst kurz vor seinem hundertsten Geburtstag für immer schließen. Das dritte hieß Margaretha. Ein gutes Jahr darauf folgte Rudolf. 1917 wurde Kaspar geboren. Über ihn schweigt sich die Familie aus. Und auch im Dorf schweigt man. Nur um sein Haus wurde ein Bogen gemacht. „Da drin ist Schlimmes passiert“, sagte man den Kindern. Im Sterberegister lautet sein Eintrag: 24. Juli 1941. Am selben Tag endet auch das Leben seiner Frau Rosa und des gemeinsamen Kindes Barblina.

Das fünfte, Otto, hatte eine Mittelohrentzündung, Eiter tropfte ihm aus dem Ohr. Seither hörte es nichts mehr. Und redete auch nicht. Otto saß in einer Ecke und stierte vor sich hin.

Der jüngste Sohn war Werner. Mein Großvater. In seinem Geburtsjahr erwarben zwei Familien einen Traktor. Drei Jahre später kaufte sich der Landamman als erster im Tal ein Automobil.

Auch Rudolf Rüegg, mein Urgroßvater, wollte zu Geld kommen. Jahr für Jahr versuchte er es. Und Jahr für Jahr kam der Viehhändler, ließ sich nicht hereinlegen und führte ihm die schönste Kuh aus dem Stall. Wer schuftete, Tag und Nacht, war Elisabetha. Sie war jetzt achtunddreißig und kommandierte Haus und Hof. Der kleine Werner wurde nebenbei groß. Die Schwestern spielten mit ihm Mutter und Kind, sangen und trösteten, wenn er weinte.

Als Werner neun war, heiratete Margaretha. Sie hatte sich den Ernst Schütz geschnappt, den zweiten Automobilbesitzer im Dorf. Das Auto war es ihr wert, gegen die alte Familienfehde zu verstoßen. Ihr Vater weigerte sich, die Tochter zum Altar zu führen. Es war Werner verboten, die Schwester zu besuchen. Manchmal schlich sich der Bub an der Kirche vorbei und schlüpfte durch den Kücheneingang. „Werner, mach, dass du wegkommst!“ begrüßte ihn die Schwester. Er lugte in die Töpfe und leckte weiße Sauce von der Kelle.

Die Fußstapfen des Bruders, der das Tal verließ, um Oberturner zu werden

und eine Stelle in einem Optikunternehmen anzutreten, waren zu groß für Werner. Er blieb zurück im Dorf. Den Hof wollte er nicht übernehmen. Für einen neuen Traktor hätte ihm der Vater jederzeit Geld gegeben. Nicht aber für die Ausbildung.

Er machte eine Lehre als Landmaschinenmechaniker. Tag für Tag fuhr er die zwanzig Kilometer mit dem Fahrrad. Auch bei Regen. Und im Schnee. Vor der Lehrabschlussprüfung nahm sein Vater ihn beiseite: „Hoffentlich bestehst du die Prüfung nicht. Dann wird ein rechter Bauer aus dir.“ Doch den Gefallen tat Werner ihm nicht.

Er arbeitete, zog ins Welschland und genoss das Leben, bis sein großer Bruder ihm ins Gewissen redete. Da kam er zurück, wurde Ingenieur und später Abteilungsleiter einer großen Baufirma. Die Stallstiefel trug er nicht mehr, dafür Jackett und Melone, um sein früh ausfallendes Haar zu bedecken. Er war schon fast dreißig, als er seine Anzüge aus der Chemischen Reinigung holte und da seiner Zukünftigen begegnete.

„Ein Topolino?“ Meine Großmutter klatschte in die Hände und lachte übermütig. Werner nahm Claire mit auf eine Spritztour. Ein knappes Jahr nach der Hochzeit, einen Monat früher als erwartet, als Werner noch auf Geschäftsreise war, lag Claire in den Wehen. Blau im Gesicht, die Nabelschnur um den Hals gewickelt, erblickte ein Kind das Licht der Welt: Mein Vater. Erwin.

I

Wahllos greift er nach Klamotten, die gebügelt im Spiegelschrank liegen, und wirft sie in die Reisetasche. Es spielt keine Rolle, was er einpackt. Hemden nützen dir nichts in der freien Wildbahn. Da, wo er wieder nur noch Körper ist, so wie er auf die Welt kam: nackt und roh und hungrig. Ein Pullover tut es, ein Stück Stoff. Ein Lendenschurz oder nicht mal das. Es ist ein Spiel, das er schon immer mal spielen wollte: Finding me. Auf und davon. Alles zurücklassen, was ihn bisher ausmachte. Haus, Herd, Dienstgrad. Krawatte, Anzug, Feierabendbier. Irgendeiner sein. Einer von vielen. Keiner kennt ihn, keiner nagelt ihn fest. Er öffnet die Luke zum Dachstock und klettert hoch. Er niest, sein ganzer Körper erbebt. Untertauchen will er. In eine Zwischenzone. Vielleicht legt er sich einen neuen Namen zu. Färbt sich die Haare. Tauscht die Klamotten. Er wird Hinweise schicken. Eine Spur, die sie verfolgen können, wenn sie schlau genug sind. Nur, dass er schneller sein wird. Glauben sie sich dicht auf seinen Fersen, ist er längst über alle Berge. Konzentriert schaut er sich um. Wo verbirgt sich das Zelt? Seine Finger verfangen sich in einer Spinnwebe. Er pustet sie weg. Er steigt über ein Snowboard, bleibt mit der Fußspitze hängen. Fängt sich auf, flucht. Warum liegt da so viel Krempel, der ihm nicht gehört? Ist er eine Abstellkammer? Er öffnet Kiste um Kiste. Eine alte Stabpuppe schaut ihn an, das Kleid aus Jute. Mit spitzen Fingern zupft er eine Larve aus dem Stück Stoff. Das Tier ist längst geschlüpft, nur die Puppe schnippt er weg. Welche Insekten sind eigentlich essbar? Muss er wissen, wenn er ohne Geld

unterwegs sein will. Google weiß es. Oder vielleicht findet er ja ein altes Lexikon. Ein Buch des Wissens, zerfleddert, das ihn begleitet.

Ganz hinten wird er endlich fündig. Na also. Der Ärger verfliegt, als er daran denkt, dass es jetzt los geht. Er lässt das Zelt die Leiter hinabgleiten. Dumpf schlägt es auf dem Teppich auf. Und wo ist seine Gamelle? Das praktische Kochgeschirr aus dem Aktivdienst? Er äugt in Plastiktüten, zieht Schubladen auf, dicke Umschläge beschriftet mit Jahreszahlen leuchten ihm entgegen. Hier muss sie doch irgendwo sein, er gräbt sich vor, wühlt, Fotos wirbeln durch die Luft, Kinder mit rotverschmiertem Spaghettimund. Wo ist sie? Endlich taucht die Gamelle auf. Wie einen Pokal trägt er sie vom Dachboden. Auch Anzündwürfel steckt er ein. Ein bisschen Nachhelfen ist erlaubt, die Errungenschaften der Moderne nutzen. Ist ja nicht Indiana Jones! Die Treppen hinab läuft er in die Küche. Und wieder hoch ins Badezimmer. Vor dem Spiegelschrank überlegt er kurz, doch das ist alles überflüssig. Wasser vom Bach und seine Hände. Auch die Rasierklinge kann ihm gestohlen bleiben.

Er pfeift, als er sein Bündel über die Schwelle trägt. Darin verschnürt: Bohnen in Büchsen, Sauerkraut im Glas, schwarze Schokolade und Haferflocken. In der anderen Hand die Reisetasche. Der Feldstecher wäre keine schlechte Idee, doch jetzt geht er nicht noch einmal zurück. Zurückgehen bringt Unglück, hat sein früherer Chef immer gesagt. Er dreht auch nicht den Kopf, als er den kleinen Plattenweg verlässt. Nichts, was er sich einprägen will, kein letztes Bild. Als ein Nachbar ihm zuwinkt und ruft, wohin die Reise gehe, grinst er nur. „Immer der Nase nach“, sagt er gut gelaunt und nochmals: „Immer der Nase nach.“

Der Toyota erwartet ihn schon. „Hallo Brauner“, raunt er ihm zu, „gleich darfst du zeigen, was du kannst.“ Dass der Kofferraum stabil gepackt ist, darauf gibt er acht. Auch jetzt. Es soll beim Fahren nicht ruckeln, nichts

auslaufen, nur gute Überraschungen will er auf seiner Reise. Er stellt den Sitz ein, wie immer, wenn er im Auto Platz nimmt. Seine Beine kribbeln vor Vorfreude. Er dreht den Schlüssel und lässt die Kupplung schleifen, spürt, wie der Wagen ihm gehorcht. Langsam, unendlich langsam, ziehen die Blumen der Nachbarin vorüber. Der Feuerbusch leuchtet. Nein, er glüht. Er kann die große Straße kaum erwarten. Gas geben und in die Welt hinein. Er atmet, er stößt fast an die Decke. Ist das Auto geschrumpft? Er fühlt die Begrenzung direkt über seinen Haaren, an den Ellbogen die Scheibe. Endlich die Straße. Los jetzt. Weite dich. Fließ voran. Der Motor schnurrt, doch ihm ist, als ob er selbst das Auto vorantreibt. Er vibriert und der Toyota mit ihm. Jetzt bricht er in lautes Lachen aus.

Er weiß nicht, ob eine halbe Stunde vergangen ist oder nur zehn Minuten. Der Braune rollt dahin. Bald macht er Halt in einer Kneipe und trinkt eine kalte Ovomaltine. Er stürzt sie hinunter. Trinkgeld gibt er reichlich. Ein erster Hinweis. Vielleicht wird man sich an ihn erinnern. Ein Mann mittleren Alters, breites Lachen, brauner Toyota, würde die Kellnerin sagen. Aber wieso sollten sie genau hier nach ihm suchen? Er muss gezieltere Zeichen hinterlassen. Sicherheitshalber schreibt er sich den Namen des Gasthauses auf. Noch ist es zu früh. Einen kleinen Vorsprung will er sich gewähren.

Er fährt über Land. Fährt und fährt in Richtung Stadt. Niemand wartet, nichts drängt. Wenn er will, kann er im Wagen schlafen. Oder auf einer Wiese unterm Sternenhimmel. Kurz bevor er in die Stadt hineinfährt, überlegt er es sich anders. Wenn er weiter auf der Strecke bleibt, kommt er in ein Dorf, das er kennt. Hier hat er als Kind manchmal seine Ferien verbracht. Er braucht kein Navi, um den Weg zu finden. Er weiß, dass hinter den Rapsfeldern der Abhang kommt. Er pfeift vor sich hin, als er die Senke hinabbraust und im Augenwinkel einen Traktor erspäht.

Vorbei an der Holzfabrik, vorbei an der Kapelle, hält er direkt auf den Gasthof zu.

Dort setzt er sich auf die Terrasse unter einen Sonnenschirm und lässt sich ein großes Bier bringen. Was hat er Durst! Ein helles, mildes Bier, aber nicht süßlich, genau richtig für einen Sommertag wie diesen. Er schlürft und atmet hörbar aus. Die Bedienung heißt Edith. Dass er geduzt wird, gefällt ihm. Er lässt durchblicken, dass er den Gasthof von Kindsbeinen an kennt. Edith lächelt ihn an. Als sie wissen will, wie er denn heiße, sagt er: Toto, ich heiße Toto. Doch sie sei zu jung, um sich an ihn zu erinnern. Sie lacht hell auf und lässt die Schmeichelei stehen.

Die Mittagszeit ist um und noch immer ist die Terrasse randvoll. Ob all die Leute frei haben? Woher nehmen die sich die Zeit für das schöne Leben? Kurz spürt er wieder Wut. Im Bauch spürt er sie, wo es krampft und drückt. Doch das Bier besänftigt. Er trinkt es in großen Schlucken. Jetzt ist auch er hier. Und tut nichts. Tut keinem was. Und muss nichts. Muss niemand sein. Was muss es ihn kratzen. Schöner ist es, in Gesellschaft zu trinken. Er hebt das Glas und prostet dem Nebentisch zu. „Auf das schöne Leben“, sagt er und die Biker antworten: „Jawohl! Und auf uns Männer!“ Dann zahlt er und steht auf.

Jetzt will Toto zum See, der eher nur ein Tümpel ist. Trotz der Hitze ist niemand hier. Sein Geheimplatz wie früher. Nur ein paar Enten schnattern. Vor dem Wagen schlüpfte er aus seinen Klamotten. Dann watete er durch den sumpfigen Untergrund. Er spürt die Sonne auf seiner Haut und einen leichten Wind, bis das Wasser seine Hüften erreicht. Mit einem Jauchzer lässt er sich fallen. Der Teich umhüllt und kühlt seinen Leib. Nimmt ihn ganz in sich auf. Er hat kein Gewicht mehr, er schwebt. Nun ist auch der Kopf unter Wasser, zehn Züge schwimmt er mit offenen Augen. Das Wasser ist grün und trüb. Er spürt die Luft in seinen Lungen. Wie viel Kraft in seinen

Armen steckt! In seinem ganzen Körper! Tauchen kann er. Schwimmen kann er. Jetzt ist er wieder da. Endlich ganz da.

Als er doch auf Zürich zuhält, ist es später Nachmittag. Hunger verspürt er keinen. Er parkt den Wagen, geht ziellos durch die Straßen, bis er sich vor einem Antiquariat wiederfindet. Im kleinen Laden ist es dunkel. Es ist die Art von Geschäften, die das ganze Jahr über nach Winter aussehen. Bis unter die Decke vollgestopft mit Büchern. Er schildert dem Besitzer sein Anliegen. Der Mann mit Bart bis Mitte der Brust weiß genau, in welchem Regalfach er suchen muss. Der Schotte, er nennt ihn insgeheim so, stellt die Leiter immer wieder um und klettert hoch.

Den Schakal hat er früher schon einmal gelesen, vor vielen Jahren. Jetzt blättert er nochmals durch die Stellen mit den Verkleidungen und macht sich Notizen. Ein Priestergewand ist nicht schlecht, denkt er. Natürlich braucht er keine geklauten Pässe. So weit will er nicht gehen. Den Pass zurücklassen und sich ohne Papiere fortbewegen, wird abenteuerlich genug sein. Er nimmt im Schnelldurchlauf die ganze Reise des gewieften Killers in sich auf. Für lange Zeit ist er der einzige Kunde im Laden des Schotten, der jetzt bewegungslos hinter seinem Verkaufstisch sitzt. Er nimmt den nächsten Thriller vom Stapel. Auch im Papillon findet er Anregungen für seinen bevorstehenden Aufbruch. Mit zwei Frauen in der Wildnis zu leben, die beide nicht genug von ihm kriegen können – dagegen hätte er nichts einzuwenden. Allerdings macht sich der Kerl, als beide schwanger sind, aus dem Staub. Von all dem, was danach kommt, hat der keine Ahnung. Vom Windeln wechseln und Brei füttern. Von Elternabenden und Steuernachzahlung. Vom Streiten auf der Autorückbank und Fahrrädern, die im Regen verrostet, obwohl sie ihn ein halbes Monatsgehalt gekostet haben.

Schließlich steht er auf und sichtet an die zwanzig Bücher auf den kleinen Tisch, hinter dem der Schotte umso mächtiger wirkt.

„Können Sie mir einen Gefallen tun?“

Der Schotte linst über seine runde Brille.

„Ich bin gewissermaßen auf der Durchreise. Da will ich so wenig Gepäck wie möglich ansammeln. Zwei Schinken nehme ich mit. Könnten Sie die restlichen Bücher für mich aufbewahren? Jemand wird sie innerhalb der nächsten zwei Wochen abholen.“

Der Schotte schaut ihm direkt in die Augen. Er hält seinem Blick stand, und obwohl er sein Kinn leicht anheben muss, fühlt er sich nicht kleiner.

„Mache ich“, sagt der Buchhändler.

„Und wenn die Dame kommt, sagen Sie ihr bitte: der Weg führt nach Osten, sagen Sie ihr: Herbst 1977.“ Das wird sie verstehen, denkt Toto bei sich.

Er zahlt, dann tritt er hinaus in die Sommerluft. Eine Straßenbahn bremst, über den Fluss flattert ein Entenpaar. Die Hände in den Hosentaschen schlendert er am Kasernenareal vorbei. Er kennt die Gegend, unweit von hier hat er gearbeitet. Er lässt sich über den Platz treiben, blickt jungen Menschen ins Gesicht und alten Händlern. Wie viele Leute hier sind! Wo war er eigentlich die ganze Zeit? Alte Kameras gibt es zu kaufen und Rollschuhe und Bilderrahmen, Schuhe und Handys und wunderschöne Lampen, die Leute sitzen an der Sonne und schmuse. Andere nehmen die Ware in die Hand, setzen sich Sonnenbrillen auf, feilschen. Ein unbändiges Glücksgefühl steigt in ihm auf. Höchste Zeit, dass er kommt! Jetzt ist er dran. Die Zeit des fürsorglichen Freiheitsentzuges ist vorbei. Arbeiten, Platz nehmen, essen, Essen loben, Fernsehprogramm. Wocheneinkauf, Altglas wegbringen, neue Kisten voller Wasserflaschen. Er stellt sich vor einen Stand, schiebt die Bügel der Kleiderstange mit beiden Händen auseinander. Seine Klamotten sind ihm viel zu groß geworden. Hier, dieser Baumwollstoff! Die Jacke ist perfekt. Wird er brauchen für den Herbst. Er schlüpft hinein, zieht den Reißverschluss zu, begutachtet die Ärmel.

„Was soll die kosten?“

„Einen Zehner.“

„Geschenkt.“

Er knotet sich die Jacke um die Hüften. Ein Ball landet vor seinen Füßen. Er kickt ihn dem Mädchen zu, schneidet eine Grimasse. Es lacht. Seine Hände befühlen alte Karten. Das Rheintal, der Graubünden. Braucht er nicht. Er hat den Kompass und seine Augen.

Er kauft sich eine Wurst, die Stehtische sind besetzt. Macht nichts, vertilgt er sie eben im Gehen. Ein Biss für jeden Schritt. Vielleicht schickt er noch einen Hinweis. Allerdings: zu leicht will er es ihnen nicht machen.

Der See kräuselt sich. Toto lehnt sich an die Motorhaube. Die Nacht hat er im Auto verbracht. Als er morgens um vier wieder nicht in eine Tiefschlafphase zurückfand, hat er sich den „Papillon“ geschnappt und sich Notizen gemacht. Eine Perücke hat er noch nicht. Aber das hat Zeit. Noch braucht er keine Verkleidung. Er hebt ein Kastanienblatt vom Boden auf. „Grüße vom Zürichsee“, kritzelt er mit Kugelschreiber zwischen die Adern. Jetzt braucht er nur noch einen Umschlag, dann schickt er den ersten Hinweis dorthin, wo man inzwischen sicherlich gemerkt hat, dass er weg ist. Glauben die wirklich, dass sie ihn einfangen können? Denken, sie können sogar seine Gedanken einsperren? Er lacht aus vollem Hals. Die jagen doch nur seine Puppe. Aber der Schmetterling ist längst geschlüpft.

Er hört den Wind heulen. Die Masten der Segelboote hüpfen unruhig hin und her. Zeit, sich hinters Steuer zu setzen. Die ersten Tropfen landen auf der Windschutzscheibe. Wie er losfährt, schaut er ihnen zu, bis er den Wagen vor ihm kaum mehr erkennen kann. Dann erst schaltet er die Scheibenwischeranlage ein. Links rechts links rechts. Er mag die rhythmische Bewegung.

Er fährt ohne Navigationsgerät, sein Instinkt weist ihm den Weg. Er fährt auch ohne Brille. So sieht er keine Details, die lenken nur ab. Ohne Brille sieht er, was wichtig ist. Wenn er die Augen zusammenkneift, wird alles schärfer. Die Kontraste werden deutlicher, Unnötiges verschwindet. Es fühlt

sich gut an. Keine Brille braucht er und auch keine Medikamente. Er will seinen Körper wieder spüren und das tut er. Die Tabletten, die der Arzt ihm verschrieben hat, wirft er aus dem fahrenden Auto. Die Natur hat vorgesorgt. Hat ihm alle Sinne geschenkt. Die will er nutzen.

Er beschließt, bald auch das Geld wegzulassen. Wie weit kommt einer ohne Geld und ohne Papiere? Wer ist er, wenn er im Wald ist, auf sich allein gestellt? Ein Mensch, ein Wilder, ein Wesen jenseits der Kultur? Kann der Mensch überhaupt noch überleben, so, wie es ihm von der Natur zugedacht ist? Lernt er sich dann erst richtig kennen? Noch ist es zu früh. Die letzten Tropfen der Zivilisation will er auskosten. Sie sich bewusst im Munde zergehen lassen. Außerdem läuft das hier unter Vorbereitung. Auch der Schakal hat einen langen Vorlauf gebraucht.

Er trommelt mit Mittel- und Zeigefinger den Takt des Regens auf das Steuer. Autobahn und Regen, das passt. Wieder ist ihm, als würde er fahren: als hätte er Räder. Das Auto und er sind eins.

Aber was da so knurrt, das ist nicht der Motor. Seit der Wurst gestern hat er nichts mehr zwischen die Zähne gekriegt. Die Büchsen bewahrt er für später auf. Wer weiß, worauf er vorbereitet sein muss. Bei der nächsten Raststätte blinkt er und biegt auf den Parkplatz ab. Schnurstracks geht er durch die automatische Tür zur Theke, bestellt Schnitzel und schaut, wie der Küchenangestellte Kartoffelpüree auf seinen Teller klatscht. Ein Berg nur für ihn. Der Geselle versteht ihn.

Er spießt das Fleisch auf die Gabel, kaut und mahlt mit den Zähnen, eins, zwei, schluckt und weg ist es. Wie einfach das ist. Kaufen, kauen, schlucken, vorbei. Nicht mehr als fünf Minuten. Früher musstest du dich flach auf den Boden legen, und dann im Versteck warten. Hinter Zweigen warst du, von Blättern bedeckt, schlichst Stunden lang durchs Dickicht, bis endlich ein Reh kam oder ein Wolf oder auch nur ein Vogel. Das Töten stellt er sich schwierig vor, geschickt musst du sein, um die richtige Stelle zu treffen und entschieden. Du musst den Leib des Gegners genau kennen, musst wissen,

wo er am verletzlichsten ist. Du darfst nicht zögern. Kein Mitleid haben. Und die Hände dürfen dir nicht zittern vor Hunger. Ein Steinschlag, ein Pfeilstich, kurzer Prozess. Dann das Tier unter Schweißtropfen vor die Höhle schleppen, es mit dem selbstgeschliffenen Messer häuten, welch ein Kraftakt. Das Fleisch mühselig von den Knochen lösen, es klebt dir unter den Nägeln, die Hände sind schon blutig, es in Stücke schneiden, pökeln oder räuchern. Und heute? Siebzehnfrankenfünfzig. Er tauscht eine halbe Arbeitsstunde, wo der Po sitzt und nur die Finger auf der Tastatur sich bewegen, gegen ein fertig gebratenes Tier direkt auf dem Teller. Was für eine Verschwendung. Er schaut seine Hände an. Schön findet er sie, nicht feingliedrig, nicht dick, sehnig. Was er wohl damit alles kann? Worauf warten sie, viele Jahre schon? Das Klicken mit dem Zeigfinger auf der Maus. Das kann doch nicht alles sein. Auch Rasenmähen hat er nie gemocht. Auf der Gitarre sind die Finger nicht flink genug. Ein paar nette Liedchen, aber für mehr reicht es nicht. Massieren kann er. Und natürlich, berühren: zart oder hart. Aber auch das wird es noch nicht gewesen sein. Er will mehr vom Leben. Mehr nacktes, pures Leben. Jetzt können sie zeigen, was sie drauf haben, seine Hände. Sich in die Erde wühlen und Äste knacken. Flüsse durchkämmen. Weiden flechten. Ein Tier erlegen. Feuer machen. Sich ein Lager bauen. Sich mit dem langen Haar einer Wilden zudecken. Einer? Zweier, dreier, vierer Wilden!

Kurz nach dem Mittag fährt er auf einen Campingplatz. Noch ist er keine 150 Kilometer weit gekommen. Doch hat er Eile? Er kann tun, was er will. Solange die nicht wissen, wo er steckt, kann er sich Zeit lassen. Die Frau an der Rezeption weist ihm einen Platz am Waldrand zu. Toto stellt das Zelt auf, drückt die Heringe mit bloßer Schuhsohle in den aufgeweichten Boden. Die Toiletten sind ihm zu weit. Erleichtert er sich eben im Gebüsch. Dann zündet er den Campingkocher an. Bohnen! Er hat Heißhunger. Während er im Zelteingang isst, den Hintern auf der Luftmatratze, die

nackten Füße auf der Wiese, hört er, wie der Wind die Blätter wendet. Ein Rascheln, er ist aufgeregt. Etwas in ihm pocht.

Es sirrt in seinen Blutbahnen, es kribbelt bis in die Zehen und kurz nach drei Uhr, noch vor den ersten Vögeln, liegt er hellwach in seinem Zelt. Der Platz ist wundervoll. In den drei Tagen hat er mehr Leute kennengelernt als in den letzten zwei Jahren. Irgendetwas scheint an ihm zu sein, dass sich ihm alle öffnen, er sitzt da, erzählt, da packen auch die andern aus. Binnen weniger Stunden kennt er ihre Lebensgeschichten und ist den brisanten Punkten auf der Spur. Er hat keine Hinweise mehr nach Hause geschickt. Einmal eine SMS mit einem kleinen Rätsel, mehr nicht. Hier ist erst mal Pause, hier bleibt er ein Weilchen, es gefällt ihm unter den Campern. Viele leben ganzjährig hier. Das sind keine Randständigen. Du findest hier alles, was du draußen auch hast. So ein Platz spiegelt dir die Welt im Kleinformat. Und darum wird er sich heute eine Kamera kaufen. Er wird Portraits drehen und die Reportagen verkaufen. So etwas suchen die, etwas Echtes, etwas, was die Leute wirklich berührt. Das pralle Leben. Das wird er ihnen liefern. Sie werden es ihm aus den Händen reißen.

Toto wälzt sich auf seiner Luftmatratze hin und her. Auch ein Bett will er bauen ins Auto, einen Prototypen. Holzplatten hat er schon besorgt und Nägel, Schrauben, kleine und große, System hilft. Er könnte es patentieren und das Einbaubett danach in Serie herstellen lassen. Wo er auch hindenkt, sofort gehen ihm neue Ideen auf, er ist wie ein Baum, er treibt aus, treibt in tausend kleine Äste und an jedem Ast wachsen Knospen und die Blüten platzen, es regnet Einfälle. Er will sofort aufstehen und sich bewegen. Was liegt er hier herum. Die Vögel machen es ihm vor. Auf zum Wurm! Seine innere Bewegung nach außen bringen, Druck ablassen.

Er setzt sich ins Auto, die Barriere öffnet automatisch. Noch im Dunkeln fährt er in Richtung Zentrum. Auf den Straßen sind nur Lastwagen zu sehen. Wenn er die Kamera hat, wird er sie aufs Auto montieren. Dann kann er

Straßenaufnahmen machen und wenn ein Unfall passiert, schickt er die Bilder ans Fernsehen.

Die Stunden, bis die Geschäfte öffnen, kommen ihm ewig vor. Die Minuten dehnen sich. Er sitzt im Auto auf einem Parkplatz und liest in den zwei Büchern, streicht sich alles Wesentliche an, aber dann hält er es nicht mehr aus. Er will raus, er braucht Luft um sich. Er geht vor den Auslagen auf und ab. Irgendwann wird ihm auch das zu monoton, Bäume erklettern will er, Flüsse durchqueren. Die Tugenden, die er hier in der Zivilisation benötigt, hat er zur Genüge ein- und ausgeübt: Geduld, Rhythmus, Struktur. Eine gewisse Zähigkeit den Tücken des Alltags gegenüber, Durchhaltevermögen, nicht übers Ziel hinausschießen. Nicht zu hoch hinaus und nicht zu tief runter, nicht auspendeln, nicht ausschlagen, nicht in den Extremen leben, nicht auffallen, sondern die Kraft bündeln und sich schön gemäßigt und dafür kontinuierlich durch die Mitte schlängeln, morgens dem ersten Kunden, abends dem ersehnten Feierabendbier entgegen. Dass er das kann, wenn es sein muss, hat er lange genug unter Beweis gestellt. Jetzt hat er keine Lust mehr aufs sich Zügeln. Das Schaufenster mit einem Stein einwerfen oder die Fassade hochklettern, bis die Hände bluten will er. Nicht, dass er Ärger will. Nur dieses ewige Warten macht ihn kribbelig. Jetzt, wo er bahnbrechende Ideen hat – jetzt, wo es aus ihm heraus strudelt, mag er sich weder selber begrenzen noch begrenzt werden.

Als der Schlüssel sich endlich im Schloss dreht und die Tür offensteht, betritt er ungeduldig und mislaunig den Laden. Er geht zügig auf die Kameraabteilung zu und schnappt sich den ersten freien Verkäufer. Kaum, dass er sich warm geredet hat, verbessert sich seine Laune. Er spürt die Wärme in seinem Körper, er fühlt, wie die Energie aufsteigt und bis in seine Fingerspitzen fließt und sein Reden beflügelt. Der Mann hat Ahnung, er mag gute Beratung. Geld spielt keine Rolle, das sagt er ihm sogleich, denn ein Arbeitsgerät darf etwas kosten. Der Verkäufer hört ihm zu. Er sieht sogar ein Aufblitzen in den Verkäuferaugen. Der ist kein Schwätzer, der bringt es

auf den Punkt, welche Art von Kamera er braucht, womit ihm gedient ist, der denkt an den Kunden und nicht an seine Provision. So mag er es. Als er die Kamera aus dem Laden herausträgt, fühlt er sich wie ein Kind, das endlich seine Carrera-Bahn bekommen hat.

Er fährt an einem Viertel vorbei, das er gut kennt. Soll er hier einen Stopp einlegen? Ein bisschen Geld verprassen, noch hat er es ja, und sich endlich mal wieder bei einer Professionellen austoben? Alles, was jetzt aus ihm drängt, in Lust und Schläge umsetzen? Was hat der Vater geprahlt. Dass er einen extra Kalender führen muss für die Damenwelt. Drei Kalender. Einen für die Arbeit, einen fürs Schlafen und einen für die Frauen. Ha-ha. Hat weiß Gott mehr Mädchen heim- und zum Höhepunkt gebracht als sein Alter. Dabei hat die Mutter sich bei ihm beklagt über den Vater. „Sei fein zu den Frauen“, hat sie ihm früh mit auf den Weg gegeben. Flüstern, zartes Streicheln, Wangen, Hals, Arme, Beine. Küsse überall. Im Verführen ist er Meister. Schöne Musik und gehauchte Worte, innehalten, bis sie sich öffnet, loslässt - er weiß, wie er einer Frau Lust bereitet. Im Liebesspiel schlägt er den Herrn Papa.

Sei fein ... Er hat es gehört, wann immer er einen Frauenkörper berührte. Immer diese Angst, zu grob zu werden. Wie sie ihm in den Knochen steckt. Sich zügeln, es ihr schön machen. Die Professionellen, dort darf er sein, wie er will. Dort kostet er all das aus, was in ihm steckt: wild und ungebremst. Voll Begierde zuzuschlagen, hat er ausgelagert auf die Spezialistinnen. Selbst dort hat er es noch gehört, das Stimmchen der Maman: „Sei fein ...“ Und hat die Peitsche knallen lassen, bis sie endlich lauter war als die Mutterworte in seinem Ohr.

Oder soll er sich gleich zwei, drei Frauen mieten, so hart ist er jetzt, mitten auf der Straße, er fühlt sich, als hätte er Kraft für drei, zwei Hände auf zwei Hintern, der dritten stopft er den Mund. Aber er blinkt nicht, er drückt das Gaspedal durch. Auch das ist unterdrückte, kanalisierte Lust. Sie nur bei Professionellen ausleben dürfen, nur in diesem begrenzten Rahmen mit

festgelegten Regeln. Auch diese Fesseln will er sprengen. Toto spürt die Kraft aus seinem Becken strömen. Jetzt ist es sein Lendenbereich, der den Wagen lenkt. Er will dorthin, wo er endlich alles abstreifen kann, all diese Normen, all die seit Kindheit eingetrichterten Verfremdungen und Begrenzungen. In den Wald will er, nackt und frei, und dort kann er sein, wie er ursprünglich ist, kann den Trieben folgen, Hand an sich legen ohne Zurückhaltung, unter freiem Himmel ungehemmt wie ein Tier vögeln, von der Hand in den Mund leben und immer der Nase nach. Und wer mit ihm kommt, ist eingeladen, es ihm gleich zu tun.

Abends geht er am Ufer des nahegelegenen Flusses entlang. Er riecht Feuer und vor allem riecht er: Fleisch. Angebratenes, herrlich saftiges Fleisch. Er nähert sich den Stimmen. Da kauern sie um das Feuer, ein Bild wie einer Versicherungswerbung entsprungen: Die Kinder tragen Käppis, die Eltern wühlen in ihren Rucksäcken. Die Bänke sind neu, das Holz noch hell, der Grillrost glänzt. Er kennt diese Art Feuerstellen. Sie sind verteilt im ganzen Land. Der Mann und die Frau grüßen höflich, als sie ihn erblicken, auch die Kinder, das jüngste ruft: „Hallo, wer bist du?“ und alle lachen. Er bleibt stehen, lacht ebenfalls. „Haben Sie den Bären gesehen?“ Er erzählt der Familie vom Tier, das aus Italien entwischt ist und hier durch die Wälder streunt. Die Erwachsenen nicken interessiert, was ihn dazu ermuntert, auszuholen. Er kommt in Fahrt, sie bieten ihm einen Platz an, auch Wurst sei noch übrig. Er setzt sich dankend. Beißt hungrig in die heiße Wurst. Nach wenigen Minuten weiß er, wo sie ihre Ferien verbringen und was der geheime Traum der Frau ist, eine Zukunftsvorstellung in Sachen Arbeit, die sie noch nicht umzusetzen wagt. Auch mit den Kindern versteht er sich blendend. Er schneidet eine Grimasse, er bewundert den angespitzten Stock, fragt nach ihren Lieblingstieren. Komisch, früher lag ihm Smalltalk nicht, jedenfalls nicht jenseits der Kneipe und mit fremden Familien, aber zurzeit läuft es wie geschmiert. Er muss gar nicht überlegen, die kleinen Gesten und Sätze, mit denen man das Gegenüber zum Gespräch einlädt,

flutschen nur so aus ihm heraus. Sofort ist er per Du und weiht die Familie in seine Pläne ein. Sie finden es mutig. Und der Mann hat am selben Ort wie er Dienst geleistet, sie lachen über den schönen Zufall. Er erklärt, wie er hierher gekommen ist und wie es um sein Bett steht, das er verkaufen will. Dort scheinen sie etwas nicht zu verstehen, er bemüht sich, den Sachverhalt klar zu schildern, er will ihnen nahebringen, wie die Konstruktion funktioniert: Es sei alles aus rechten Winkeln aufgebaut, sagt er, und sie nicken zügig, der Mann und die Frau, auch die Kinder hören zu, die Liegefläche bestehe aus parallelen Lamellen, für das Gestell ließen sich an jeder Seite zwei Beine an Winkeln herunterklappen, die man bei Bedarf aushängen könne. Jetzt stehen die Kinder auf und die Frau ruft ihnen etwas zu, aber er will doch erklären, der Mann kneift die Augen zusammen. Die Aushängevorrichtung sei eine winzige Metallfläche, die er auf die Holzbeine geschraubt habe und die sich mit den Winkeln verhaken, aber eben auch aushaken lasse, genial, er habe lange danach gesucht im Baumarkt. „Wenn man lauter solche Aushängeflächen hätte, könnte man sämtliche Möbel ganz leicht auseinanderbauen und transportieren, wohin man will. Zum Beispiel nach Asien oder nach Afrika oder ins nächste Dorf. Vorerst habe ich aber nur das Bett geplant.“

Zwischen die Beine würden dann Längsbretter verlegt, die so passgenau sind, dass sie klemmen und gar nicht verschraubt werden müssten. Allerdings sei der Kofferraum nicht ganz symmetrisch, er verjünge sich nach hinten, ich musste dort also ein Brett mit der Länge X minus N ansetzen. Die Frau greift jetzt nach der Hand des Mannes, legt sie sich aufs Knie. Er holt nochmals Anlauf: Also wenn man jetzt annehme, das vordere Brett wäre eins vierundzwanzig breit, also lang, dann wäre das hintere eins vierundzwanzig minus N , und lassen wir N nun vier Zentimeter sein, dann ... Er sieht in ihren Gesichtern, das sie ihm nicht folgen können und bricht abrupt ab. Obwohl sie ihm noch Kuchen anbieten, schüttelt er den Kopf. Er muss weiter. Er hat noch viel vor.